

Bundesrat Johann N. Schneider-Ammann: «Forschung ist eine Investition in die Zukunft»



Vor fünf Jahren wurde Johann N. Schneider-Ammann in den Bundesrat gewählt. Seit diesem Zeitpunkt steht der 63-Jährige dem Eidgenössischen Departement für Wirtschaft, Bildung und Forschung (WBF) vor. Die Forschung im Bereich der Land- und Ernährungswirtschaft hat für ihn eine gesellschaftliche Tragweite.

Herr Bundesrat Schneider-Ammann, Sie sind in Sumiswald geboren, einer Emmentaler Gemeinde «im Herzen der Schweiz», wie sie von sich sagt. Sie sind also sozusagen mit der Landwirtschaft aufgewachsen. Haben Sie Wurzeln in der Landwirtschaft?

Ja, meine Jugendzeit war durch die Landwirtschaft geprägt. Mein Vater war Tierarzt. Schon früh durfte ich ihn auf seiner Tour zu den Bauernfamilien begleiten – «auf der Praxis» wie das damals im Volksmund genannt wurde. Und der Praxisbezug war da, ich konnte ihm bei seiner Arbeit assistieren. Zudem habe ich immer meine Ferien bei meinem Götti verbracht: Auf seinem Betrieb lernte ich die Landwirtschaft hautnah kennen.

Wie ist heute Ihr Bezug zur Schweizer Landwirtschaft?

Als Landwirtschaftsminister gibt es natürlich einen institutionellen Bezug, viel wichtiger ist mir jedoch die persönliche Beziehung. Ich bin immer wieder im Gespräch mit Bauernfamilien, sei dies im Tal- oder im Berggebiet. Ich stehe im Dauerdialog mit allen Akteuren der Land- und Ernährungswirtschaft.

Als Vorsteher des WBF haben Sie auch den Forschungsbereich unter Ihren Fittichen. Basierend auf Ihrer Erfahrung als Chef eines grossen Industrieunternehmens und als Bundesrat: Wo sehen Sie die Stärken der Forschung in der Schweiz?

Die Schweiz ist ein rohstoffarmes Land, aber reich an menschlichen Ressourcen. Für das Wohlergehen und die Weiterentwicklung unserer Gesellschaft setzten wir früh auf Bildung und Forschung im Verbund mit der Praxis. Die Schweizer Forschung ist gut vernetzt, einerseits zwischen den universitären Institutionen, den Fachhochschulen und der Industrie, andererseits auch international. Sie hat eine weltweit gute Reputation und damit eine grosse Anziehungskraft für die besten Köpfe.

Ein wichtiges Alleinstellungsmerkmal der Schweiz ist bekanntlich das duale Ausbildungssystem. In der Forschung ist es ähnlich. Wir haben Super-Leistungen, weil die Zusammenarbeit zwischen der Grundlagenforschung und der angewandten Forschung gut funktioniert. Dies ermöglicht, dass reale Probleme der Gesellschaft und der Wirtschaft in die gesamte Forschungsarbeit einfließen. Es werden so Lösungen gesucht, die auch lokal in der Schweiz einen Nutzen haben. So sind beispielsweise Themen wie «knapper Boden» oder «knappe natürliche Ressourcen» früh erforscht worden. Und weil wir die ersten waren, können Schweizer Erkenntnisse auf lokale Gegebenheiten in anderen Ländern übertragen werden und erreichen damit globale Bedeutung.

Wieso braucht es dazu eine öffentliche Forschung?

Private Forschung ist der Motor der Wirtschaft, die voll im Markt steht. Die Unternehmen suchen Lösungen über Innovationen, die ihnen im Markt einen Wettbewerbsvorteil geben können. Sie ist auf die potenzielle Nachfrage im Markt ausgerichtet und oft Triebfeder für neue Entdeckungen oder technologische Errungenschaften. Aber sie allein genügen nicht. Denn es gibt Bedürfnisse, die nicht vom Markt abgedeckt oder finanziert werden. Damit auch diese abgedeckt werden, unterstützt die öffentliche Hand Hochschulen und Fachhochschulen, damit sie auf breiter Basis Grundlagenforschung und angewandte Forschung betreiben. Damit die Ergebnisse dieser Forschung auch angemessen in Wert gesetzt werden kann, geht heute die Tendenz auch hier in Richtung Zusammenarbeit und Partnerschaft. Im Mai zum Beispiel habe ich an der Eröffnung des Campus Biotech in Genf



teilgenommen: Hier arbeiten Unternehmen und öffentliche Forschungsinstitutionen Hand in Hand, um die Hirnforschung voranzubringen. Dabei kann die Schweiz bei den Neurowissenschaft in der vordersten Liga mitspielen und bleibt in der europäischen Forschungslandschaft unumgänglich. In der derzeit schwierigen Diskussion mit der Europäischen Union ist dies kein unbedeutender Trumpf.

Was bringt die Forschung im Bereich der Land- und Ernährungswirtschaft den Bäuerinnen und Bauern?

Forschung ist für die Ernährung, für die nachhaltige, landwirtschaftliche Nutzung der natürlichen Ressourcen und auch für die Wettbewerbsfähigkeit unserer Land- und Ernährungswirtschaft von höchster Priorität: Die anwendungsorientierte Forschung von Agroscope hilft den Bäuerinnen und Bauern zum Beispiel, geeignete Pflanzensorten für den standortgerechten, ressourcenschonenden Anbau auszuwählen. Die Forschung zur Bekämpfung von Schaderregern wie der Kirschessigfliege hilft den Bauernfamilien, grosse Ernteauffälle und damit einen wirtschaftlichen Verlust zu vermeiden. Diese Forschung ist notwendig, damit unsere Land- und Ernährungswirtschaft noch wettbewerbsfähiger wird. Dazu brauchen wir ein genaues Wissen über die ökonomischen Systeme aber auch Innovationen in den Produkten und Prozessen. Für beides muss die Forschung Inputs liefern.

Und was der Bevölkerung?

Hochwertige Lebensmittel für eine gesunde Ernährung sowie eine intakte Umwelt wollen wir alle. Dazu trägt diese Forschung bei. Ein Beispiel dafür ist das Zentrum

für Bienenforschung, das bei Agroscope angesiedelt ist. Mit eigenen Bienenvölkern untersucht es Fragestellungen zur Bienengesundheit, zum Beispiel beim Auftreten neuer Parasiten, andererseits zu Bienenprodukten wie Honig sowie Fragen zur Züchtung.

Zur Sicherung von natürlichen Ressourcen wie Boden, Wasser und Biodiversität stellt Agroscope Tools und Entscheidungsgrundlagen bereit. Spannend zum Beispiel finde ich das Instrument der nationalen Bodenbeobachtung NABO, mit der Bodenbelastungen frühzeitig erfasst werden können.

Welche Rolle spielen für Sie Innovationen?

Sie sind in allen Lebensbereichen zentral. Es braucht innovative Köpfe, um eine Gesellschaft voranzubringen. In der Schweiz ist dieser Pioniergeist lebendig, wie ich mit Freude feststellen kann. An der Tagung meines Departements zu diesem Thema (Februar 2015) präsentierten zahlreiche junge Unternehmer ihre Ideen: von dreidimensionalen Fotos bis zu einem Roboter, der das Unkraut dank optimierter Bilderkennungssoftware gezielt zwischen den Zuckerrüben entfernt.

Wichtig dabei ist die Vernetzung: zwischen öffentlicher und privater Forschung, zwischen Forschung und Praxis, zwischen schweizerischer und internationaler Forschung. Nur gemeinsam kommt man ans Ziel.

Interview: Karin Bovigny-Ackermann, Bundesamt für Landwirtschaft
Fotos: Olivier Bloch, Agroscope